Sammlung Metzler
Band 285

Lena Lindhoff

Einführung in die feministische Literaturtheorie

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Lindhoff, Lena:
Einführung in die feministische Literaturtheorie /
Lena Lindhoff.
- Stuttgart : Metzler, 1995
(Sammlung Metzler ; Bd. 285)
ISBN 978-3-476-10285-0
NE: GT

SM 285

ISSN 0558-3667
ISBN 978-3-476-10285-0
ISBN 978-3-476-03982-8 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-476-03982-8

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1995 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 1995

Inhalt

Einleitung	VII
I. Nora oder Weiblichkeit als patriarchalischer Mythos	1
1. Die Welt der Bilder	1
<i>Beauvoir: Grundprobleme</i>	1
<i>Lesen gegen den Strich</i>	10
<i>Die imaginierte Weiblichkeit</i>	17
<i>Mörderische Kunst</i>	21
2. Die brüchige Geschichte des (Sich-)Schreibens der Frauen	30
<i>Virginia Woolf und die Frage nach einer weiblichen Tradition</i>	30
<i>Diskurse mit zwei Stimmen</i>	39
<i>Grenzüberschreitungen der Literaturwissenschaft: Wechsel des Blicks, Wechsel der Stimme</i>	50
II. Feminismus und Psychoanalyse	61
1. Die kastrierte Frau	61
2. Die Beziehung zur Mutter	66
III. Dora oder ›das Weibliche als Metapher des Metonymischen‹	72
1. Lacan: Die Wiederkehr des Vaters	72
<i>Strukturalismus und Poststrukturalismus</i>	72
<i>Vatertöchter</i>	74
<i>Das imaginäre Ich</i>	75
<i>Die Sprache und das Unbewußte</i>	77
<i>Der Phallus und der Vater</i>	80
<i>Hysterie als weiblicher Diskurs</i>	84
<i>Begehren im Text</i>	86

2.	Derrida: Der Phallus und der Schleier	97
	<i>Phallogozentrismus</i>	97
	<i>Die Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz</i>	100
	<i>Selbstdestruktion der Literatur</i>	104
	<i>Auto-bio-graphie</i>	107
3.	Kristeva: Das weibliche Semiotische im männlichen Symbolischen	110
	<i>Das Semiotische und das Symbolische</i>	111
	<i>Die revolutionäre Funktion der Literatur und die Frustration der Frauen</i>	113
	<i>Das Weibliche als das Unbestimmbare</i>	118
4.	Cixous: Eine andere Art der Anerkennung	122
5.	Irigaray: Der blinde Fleck im Traum der Philosophen	128
	<i>Der mimetische Diskurs der Frau</i>	128
	<i>Das Flüssige und die Gottheit</i>	133
	<i>Symptomatische Lektüren</i>	137
	<i>Die Italienerinnen</i>	141
6.	Die wahre Lüge der Hysterie	148
	<i>Hysterie und Psychoanalyse</i>	149
	<i>Die Schrift des Körpers und das gespaltene Ich</i>	150
	<i>›Verlogene‹ Identifikationsversuche: Vater und Mutter</i>	155
	<i>Mystik</i>	161
	<i>Hysterische Weiblichkeit als Infragestellung der Identitätslogik</i>	166
IV.	Nora und Dora: Sich freisprechen	172
	Literatur	179
	Personenregister	189
	Angaben zur Autorin	192

Einleitung

Das Weiblichkeitsideal der Autorin X ist eine passive, leidende Frau, die darin aufgeht, einen Mann zu lieben: Nicht die Empirie, sondern die internalisierte Geschlechtsrolle bestimmt ihr Selbstbild. Sie hat sich nicht aus der männlich-literarischen Tradition befreit, obwohl schon lange ein neues Modell von Weiblichkeit existiert, das der Realität der Frauen im 20. Jahrhundert Rechnung trägt: Ibsens Nora, die schlicht und einfach den Entschluß faßt, die eingeübte Abhängigkeit aufzugeben. Nora führt vor, wie die Frau vom Stadium eines stummen Bildes abbrückt und zum Entwurf einer eigenen Identität gelangt. Autorin X jedoch beharrt wider besseres Wissen auf einer Weiblichkeit, die dem Mann zwar als das ganz Andere gegenübersteht, aber nicht Autonomie, sondern Abhängigkeit, Unmündigkeit, Masochismus und Selbstzerstörung bedeutet.

Autorin Y hat die feministische Kritik der patriarchalischen Ordnung radikalisiert. Ihre Texte machen sichtbar, daß die Fundamente der Unterdrückung in der Sprache selbst zu suchen sind, im abendländischen Typus von Symbolisierung, der durch eindeutige Sinnzuweisungen das ›Andere‹ zu eliminieren sucht. Im ›hysterischen‹ Aufbegehren der Protagonistin ihres Romans führt Autorin Y die Kolonialisierung und Vernichtung der Frau im allesbeherrschenden patriarchalischen Symbolisierungsprozeß vor Augen. Durch ihr Verfahren einer ›Entsymbolisierung‹ leitet sie zugleich einen anderen literarischen Prozeß ein, in dem das verworfene ›Andere‹ auftauchen kann.

Zwei zeitgenössische Schriftstellerinnen im Spiegel der feministischen Literaturkritik – so scheint es. In Wirklichkeit beziehen sich beide Darstellungen auf dieselbe Autorin: Ingeborg Bachmann. Die erste entstammt Marlis Gerhardts *Essays zur Kränkung der Frau* (Gerhardt 1982), die zweite einem nur zwei Jahre später erschienenen Aufsatz von Marianne Schuller (Schuller 1984). Die etwas vergrößernde Zusammenfassung läßt die Tatsache außer acht, daß Gerhardt über *Malina*, Schuller über *Der Fall Franza* schreibt; aber das, worüber hier verhandelt wird, gilt für den gesamten *Todesarten-Zyklus* Bachmanns, dem die beiden Romane entstammen. Die Polarität der Wertungen ist mehr als eine individuelle Meinungs-

verschiedenheit. Sie läßt einen Paradigmenwechsel sichtbar werden, der sich in den achtziger Jahren innerhalb der feministischen Literaturwissenschaft vollzogen hat: einen Wechsel von angloamerikanischen zu französischen und von soziohistorischen zu poststrukturalistischen Theoriemodellen. Die deutschsprachige feministische Literaturwissenschaft vollzieht dabei mit einer gewissen Zeitverzögerung eine Entwicklung in den USA nach. In Gerhardts *Malina-Verriß* finden sich Wertungskriterien, die in den siebziger Jahren vor allem von angloamerikanischen Literaturwissenschaftlerinnen an literarische Texte herangetragen wurden: etwa die Gegenüberstellung von Frauenleben und ideologisch verzerrten literarischen Frauenbildern oder die moralisierende Forderung, literarische Texte sollten realistische und zugleich vorbildliche Frauenfiguren entwerfen.

Seit Ende der siebziger Jahre forderte eine neue Generation amerikanischer Feministinnen eine Revision unhinterfragter Grundannahmen der bisherigen feministischen Literaturkritik. Nach der Befreiungseuphorie der siebziger Jahre hatte sich gezeigt, daß mit dem Zauberwort Emanzipation die Probleme der Frauen keineswegs gelöst waren. Die Unterdrückung des Weiblichen ging tiefer, als es zunächst schien: bis in die eigene Sprache, die eigene Sexualität, das eigene Selbst. Es entstand ein neues Interesse an der Psychoanalyse, die von den angloamerikanischen Pionierinnen der neuen Frauenbewegung als ein Hauptstützpunkt patriarchalischer Ideologie zurückgewiesen worden war. Die poststrukturalistische Theoriebildung Lacans, Derridas, Kristevas, Foucaults oder Barthes' schien eine neue, zeitgemäße Theoretisierung von Sprache, Subjektivität und Sexualität auf der Grundlage einer entstaubten Psychoanalyse zu bieten, auf deren Fundament auch die feministische Kritik aufbauen konnte. Das zentrale Anliegen der bisherigen feministischen Literaturkritik, die Konstitution weiblicher Subjektivität und Identität, wurde zurückgewiesen: Die Frauen sollten jetzt vielmehr dazu beitragen, die abendländischen Subjektivitäts- und Identitätskonzepte überhaupt zu überwinden.

Das Subjekt erscheint in der poststrukturalistischen Theorie als bloßes Produkt sprachlicher Strukturen und kollektiver Diskurse; sein Selbstverständnis als autonomer Ursprung seines Denkens und Sprechens ist nur ein illusionärer Versuch, die sinn- und realitätskonstitutive Macht der Sprache zu leugnen. Durch diese Leugnung stützt das Subjekt das ›phallogozentrische‹ Bedeutungssystem der abendländischen Kultur. Die phallogozentrische ›Metaphysik des Identischen‹, die sich über den Ausschluß dessen konstituiert, was

der Eindeutigkeit zuwiderläuft, hat eine scheinbar ansichseiende, eindeutige, hierarchisch geordnete Sinnstruktur hervorgebracht, in der das – allen Sinn erst produzierende – Spiel der Sprache verleugnet und stillgestellt wird. Die ›Dekonstruktion‹ dieser Ordnung muß zwar zunächst über eine Privilegierung des ›Weiblichen‹ erfolgen, da dieses innerhalb der phallogozentrischen Ordnung metaphorisch mit dem Verdrängten identifiziert ist: dem Unbewußten, Unheimlichen, Nichtidentischen, dem Tod. In dieser Funktion ist das Weibliche/die Frau die unterdrückte ›Wahrheit‹ des herrschenden, patriarchalischen Sinnsystems, das vom ›Gesetz des Vaters‹ bestimmt wird. Letztlich geht es in der poststrukturalistischen Theoriebildung aber nicht um das Weibliche, sondern um eine Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz überhaupt: Auch die Rede von zwei Geschlechtern ist bloßes Konstrukt, eine spracherzeugte, hierarchische Opposition, die dekonstruiert werden muß.

Die paradigmatische Erscheinungsform des Weiblichen im poststrukturalistischen Diskurs ist die Hysterie. Die ›Frauenkrankheit‹ der Sprach- und Ichlosigkeit und des psychosomatisierenden Körpers wird zum Vorbild der Dekonstruktion, weil die Frau als Nicht-Subjekt von jeher die subversive Praxis der ›Maskerade‹, der Verweigerung von Identität verkörpere. Insofern die Dekonstruktion sich das so definierte ›weibliche Verfahren‹ zu eigen machen will, versteht sie sich als eine Feminisierung des Denkens (und verstehen sich Theoretiker wie Lacan und Derrida als ›weibliche‹ Denker). Von der Frau wird dieses ›Weibliche‹ im Zuge der ›Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz‹ vollständig abgelöst. Es läßt sich kaum übersehen, daß diese Bestimmung des ›Weiblichen‹ die Züge einer vertrauten Vereinnahmung trägt: Wenn männliche Denker ›weiblich‹ werden, sind Frauen und damit auch eine feministische Theorie überflüssig geworden. Einmal mehr fungiert die Frau als Trägerin und Ressource eines Verdrängten, dessen Aktivierung zu einer Selbstkritik und Erneuerung des männlichen Subjekts dient, während der Frau der Subjektstatus versagt bleibt. Ein affirmativer Rekurs auf Lacan und Derrida hat daher keine Erneuerung des Feminismus zur Folge, sondern dessen ›postfeministische‹ Eliminierung. Zwar trägt feministische Theoriebildung ihr Ende immer schon in sich, insofern sie auf eine Veränderung der Verhältnisse zielt, deren Realisierung sie überflüssig machen würde. Aber ein Ende des Feminismus auszurufen, solange sich nicht die Verhältnisse, sondern nur die Erklärungsmuster dafür geändert haben, kommt einer Affirmation des Status quo gleich.

Seit Beginn der neunziger Jahre scheint sich diese Erkenntnis innerhalb der feministischen (Literatur-)Theorie abzuzeichnen: die Historizität des Paradigmenwechsels wird sichtbar. Auch in den Reihen der Poststrukturalistinnen selbst beginnt sich Kritik an der poststrukturalistischen Weiblichkeitstheorie zu regen. Die amerikanische Derrida-Übersetzerin Gayatri Spivak etwa schreibt: »Erstens, Dekonstruktion ist erhellend als eine Kritik des Phallogozentrismus; zweitens, sie ist überzeugend als Argument gegen die Begründung eines hysterazentrischen Diskurses, mit dem ein phallogozentrischer Diskurs gekontert werden soll; drittens, als eine ›feministische‹ Praxis selbst ist sie auf der anderen Seite der sexuellen Differenz gefangen« (Spivak 1992, 204). Welche neue feministische Praxis in der Literaturwissenschaft könnte aus dieser Erkenntnis folgen? Diese Frage ist der Fluchtpunkt der vorliegenden Rekonstruktion der Entwicklung der feministischen Literaturtheorie. Die scharfe Trennung zweier Paradigmen erweist sich dabei als unhaltbar. Deutlich wird vielmehr, daß aus den immanenten Problemstellungen der einzelnen Ansätze Fragen hervorgehen, die auf den jeweils anderen Ansatz notwendig verweisen.

In den eingangs erwähnten Bachmann-Interpretationen von Marlis Gerhardt und Marianne Schuller stehen sich zwei Frauengestalten gegenüber, die als mythische Figuren des Feminismus bezeichnet werden können: Nora, die Figur aus Ibsens *Puppenheim* und Dora, die Hysterikerin, deren Fall Freud in seinem *Bruchstück einer Hysterie-Analyse* publik gemacht hat. Beide sind uns durch Texte von Männern bekannt, obwohl die eine fiktiv, die andere real ist, und beide verdanken ihre Bekanntheit derselben signifikanten Geste: Sie schlagen eine Tür hinter sich zu, hinter der sie einen Mann zurücklassen. Dennoch verkörpern sie in ihrer Rezeption einen diametralen Gegensatz: Nicht nur in den genannten Bachmann-Interpretationen lassen sie sich als Verkörperungen der beiden Paradigmen der feministischen Literaturwissenschaft lesen. Gerhardt hält dem weiblichen Ich in *Malina* Noras Entschluß entgegen, die versklavende Gemeinschaft mit dem Mann aufzukündigen. Schuller interpretiert den *Fall Franza* auf der Folie des ›Falles Dora‹ als eine Hysterie-Studie mit umgekehrten Vorzeichen, in der die Psychoanalyse, stellvertretend für die patriarchalische Wissenschaft überhaupt, nicht als Heilungsmöglichkeit, sondern als Ursache der Hysterie dargestellt werde: Franza wird von ihrem Psychoanalytiker-Ehemann krank gemacht, indem er sie zu seinem Geschöpf zu machen, die ›Andere‹ in ihr zu ›töten‹ versucht. Franzas Hysterie er-

möglicht ihr, die eindeutigen Identifizierungen dieses patriarchalischen »Bedeutungswahns« zu unterlaufen und das verworfene »Anderere« einzuklagen (Schuller 1984, 153).

Nora, die Emblemfigur der siebziger und frühen achtziger Jahre, steht in der feministischen Rezeption zum einen für die Befreiung von den repressiven männlichen Zuschreibungen an die Frau – die Simone de Beauvoir bereits 1949 als patriarchalischen »Mythos« analysierte –, zum anderen für den Entwurf einer eigenständigen weiblichen Identität – wie sie schon in Virginia Woolfs Suche nach einer eigenen weiblichen Schreibtradition zum Ausdruck kam. Von jeder dieser beiden Pionierinnen der feministischen Literaturtheorie nahm eine eigene Richtung literaturwissenschaftlicher Forschung in den siebziger Jahren ihren Ausgang: Auf Beauvoir berief sich die ideologiekritische Relektüre des männlichen Literaturkanon, Woolf wurde zur »Mutter« der Frauenliteraturgeschichte.

Im ersten Teil wird versucht, anhand ausgewählter Beispiele die theoretischen Grundlagen dieser beiden Forschungsrichtungen deutlich zu machen und ihren feministischen Anspruch mit dem methodischen Vorgehen, den Ergebnissen und Wertungen, zu denen sie gelangen, zu konfrontieren. Dabei ergeben sich immanente Widersprüche und ungelöste Probleme, die erst innerhalb des poststrukturalistischen Paradigmas thematisiert werden können. So bestimmt die feministische Relektürepraxis im Anschluß an Beauvoir den »Mythos Frau« als Projektion des Verdrängten im Patriarchat; indem sie diesen Mythos aber zugunsten ideologiefreier Weiblichkeitsdarstellungen zurückweist, ohne seine verdrängten Gehalte auf ihr subversives Potential hin zu befragen, bleibt sie bei einer Reproduktion der männlichen Ordnung und der männlichen Subjektivität stehen. Symptomatisch dafür ist die Tendenz, literarische Texte von Frauen am (männlichen) Maßstab »großer« Kunst zu messen und häufig als defizitär zu verwerfen, ohne die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, sie in den Kontext einer anderen ästhetischen Praxis zu stellen. Die ideologiekritische Analyse kanonisierter »männlicher« Texte dagegen beschränkt sich auf die »Sexualpolitik« der Inhaltsebene, bleibt aber blind für die Gewaltförmigkeit ihrer ästhetischen Form. In dieser spiegelt sich jedoch eine Subjektivität, die sich über die Vernichtung und Aneignung des »Anderen« konstituiert; weil dieser Zusammenhang nicht gesehen wird, verordnen diese Theoretikerinnen der Frau als Autorin jene männliche Subjektivität, die sich über die Opferung des »Weiblichen« konstituiert. Erst die Subjektkritik der poststrukturalistischen Ansätze trägt dieser

Problematik Rechnung; sie mündet aber in eine Zurückweisung von Subjektivität und Identität überhaupt, die aus feministischer Sicht nicht weniger problematisch erscheint.

Der Darstellung der poststrukturalistischen Weiblichkeits- und Literaturtheorien, als deren emblematische Figur sich Dora, die Hysterikerin, zu erkennen gibt, ist zunächst ein Kapitel über das Verhältnis von feministischer Theorie und Psychoanalyse vorangestellt. Zum einen ist die Theorie Freuds eine Grundlage zum Verständnis zentraler poststrukturalistischer Theoreme. Zum anderen erweist sich die psychoanalytische Theorie der psychosexuellen Subjektkonstitution als eine der wichtigsten Grundlagenwissenschaften feministischer Literaturtheorie – sofern sie einer feministischen Revision unterzogen wird.

Der dritte Teil widmet sich der Darstellung von Theorien aus dem Umkreis des Poststrukturalismus (Lacan, Derrida, Kristeva, Cixous, Irigaray). Mit dem Versuch, die Genese zentraler poststrukturalistischer Termini nachvollziehbar zu machen und die einzelnen Theorien unterscheidbar zu halten, möchte ich dabei der verbreiteten eklektischen Tendenz entgegenwirken, diese schwierigen Theorien zu einem einzigen ununterscheidbaren und damit unangreifbaren Konglomerat zusammenzuziehen. Gerade aus einer feministischen Perspektive sind die Differenzen dieser Theorien hinsichtlich der Bestimmung von Sprache/Schrift, Realität, Körper und Weiblichkeit von entscheidender Bedeutung: Ein feministisches Erkenntnisinteresse läßt deutlich werden, daß auch Theorien, die sich das Ins-Spiel-Bringen von unterdrückten Differenzen zur Aufgabe gemacht haben, zu einer hierarchischen Festschreibung oder Verdrängung der Geschlechterdifferenz neigen können. Ein großer Teil der poststrukturalistischen Theoriebildung partizipiert selbst noch an jenem scheinbar geschlechtsneutralen, in Wirklichkeit aber männlichen Wissenschaftsdiskurs, als dessen (Selbst-)Kritik sie auftritt.

Das feministische Bestreben, die verleugnete Geschlechterdifferenz in die männlichen Diskurse hineinzutragen, bedeutet auch einen Abschied von der Scheinobjektivität wissenschaftlicher Urteile und der Verabsolutierung des eigenen Standpunkts. Feministische Literaturwissenschaftlerinnen sollten die Perspektivik auch der eigenen Urteile erkennbar machen – nicht nur die Differenz einer weiblichen zur universalisierten männlichen Perspektive, sondern auch die Differenzen von Frauen untereinander. Deutlich wird sowohl die Andersartigkeit des Blicks, der von der weiblichen Seite

der Geschlechterdifferenz ausgeht, als auch die Unterschiedlichkeit der Selbstidentifikation von Frauen vor allem bei dem Versuch, poststrukturalistische bzw. feministische Literaturtheorien auf literarische Texte von Frauen anzuwenden: Die Komplexität, Uneindeutigkeit und Erfahrungshaltigkeit literarischer Texte läßt theoretische Reduktionen sichtbar werden. Daher werden in der vorliegenden Darstellung immer wieder literarische Texte – vor allem von Ingeborg Bachmann, Virginia Woolf und Marguerite Duras – herangezogen, um die Theorien an ihnen zu überprüfen, anschaulich werden zu lassen oder zu kritisieren.

Das Phänomen der Hysterie erweist sich dabei – jenseits ihrer poststrukturalistischen Vereinnahmung – als ein Schlüssel zu zentralen Problemen feministischer Literaturwissenschaft. Die poststrukturalistische ›Hommage‹ an die Hysterikerin trägt der ›unerhörten Botschaft der Hysterie‹ ebenso wenig Rechnung wie ihre Verwerfung durch die feministische Literaturkritik der siebziger Jahre (wie sie sich noch an Marlis Gerhards Bachmann-Kritik ablesen läßt). Eine freudkritische, feministische Hysterie-Theorie dagegen vermag die Ambivalenz dieses Phänomens sichtbar zu machen: Einerseits dem ›Gesetz des Vaters‹ verhaftet, klagt die Hysterikerin andererseits ein Unerfülltes ein, das sich mit einer ausstehenden weiblichen Selbstidentifikation und der verdrängten präöedipalen Beziehung zur Mutter in Zusammenhang bringen läßt. Wenn der ›Diskurs der Hysterikerin‹ Lacan und Irigaray zufolge in der abendländischen Kultur der weibliche Diskurs überhaupt ist, so wäre eine ›Heilung‹ der Hysterikerin gleichbedeutend mit der (nicht-essentialistischen) Konstruktion einer anderen, weiblichen Subjektivität. In ihr wäre die kulturelle Spaltung des Weiblichen in eine ›andere‹ (die Frau als ein scheinbar ›identisches‹ Individuum, das aber als Subjekt von sich selbst entfremdet und verfügbares Objekt des Mannes ist) und eine ›Andere‹ (die Frau als Trägerin des Fremden, Heterogenen, aus dem männlichen Selbstbild Ausgegrenzten), die die Hysterikerin in ihrer gespaltenen Ich-Erfahrung reproduziert, aufgehoben.

Eine feministische Literaturwissenschaft, die weder in die unreflektierten Emanzipationsentwürfe der siebziger Jahre zurückfallen will, auf deren versteckte Reproduktion patriarchalischer Ideologie der Poststrukturalismus zu Recht aufmerksam gemacht hat, noch in einen affirmativen Postfeminismus einstimmen will, sollte sich die Hysterieforschung zu eigen machen. Im Hinblick auf die Literatur von Frauen müßte sie sowohl die Normativität der emanzipa-

torischen Lektüre als auch die bloße Suche nach hysterischen Dekonstruktionsstrukturen überwinden, indem sie beide Konzepte zusammenführte. Das Ergebnis könnte eine ›symptomatische‹ Lektüre sein, die insofern dekonstruktivistisch vorgeht, als sie die in den Texten selbst ausgetragenen Konflikte aufnimmt und in Bewegung bringt, aber sie auch weiterdenkt, indem sie nach ihrer Lösung im Sinne einer weiblichen Selbstidentifikation fragt. Sie müßte auf der Konstitution einer weiblichen Subjektivität beharren, die sich aber ihrer Konstruiertheit und Unabschließbarkeit bewußt ist und offen bleibt für unterschiedliche Sinnmöglichkeiten der Bestimmung von Frausein. In einer so verstandenen feministischen Praxis wären Nora und Dora nicht mehr Gegnerinnen, sondern Schwestern.